Der verschollene Sohn

Roman von

M. Betzhold

(18. Fortsetzung.)

„Nun, das Geschirr stand in den Schränken und wir haben's seit langer Zeit nicht mehr gebraucht, jeden Monat wurde es nachgesehen und geputzt. Vor acht Tagen waren die Schränke noch voll, es fehlte nichts, ich kann das mit voller Sicherheit behaupten. Heute Abend wollte ich aus einem der Schränke etwas holen, da fiel es mir sofort auf, daß Manches fehlte, ich sah genauer nach und entdeckte zu meinem Schrecken, daß sowohl die Silberschränke wie die Leinwandschränke beraubt waren."

Die alte Frau machte eine Pause, der General schüttelte den Kopf, als ob er sagen wolle, er begreife das nicht, Elfriede und ihre Mutter erwarteten mit sichtbarer Spannung die Fortsetzung.

„Und es fehlt viel, sehr viel", fuhr Brigitte mit stockender Stimme fort, „der Dieb hat sich Zeit genommen, die werthvollsten Stücke auszusuchen und alles Uebrige so zu arrangiren, daß die Lücken nicht sobald bemerkt werden konnten."

„Sapperment, wie ist das denn möglich?" rief der General. „Hat denn ein Einbruch stattgefunden, oder ist das Haus einige Stunden lang offen und unbewacht gewesen?"

„Keines von beiden, und eben deshalb ist es auch mir ganz unbegreiflich."

„Na, und das Dienstmädchen?"

„Die ist treu wie Gold, Herr General!"

„Hegen Sie denn gegen sonst Niemand Verdacht?"

„Wie könnte ich das? Der Dieb muß ja mit der Einrichtung unseres Hauses genau bekannt gewesen sein, auch von dem Inhalt der Schränke Kenntniß gehabt haben, und von allen Leuten, die bei uns aus- und eingehen, wüßte ich keinen, den ich dieser Schandthat fähig halten könnte."

„Ja, wenn Sie gar nichts anzugeben wissen, dann wird die Untersuchung sehr schwierig sein", sagte die Generalin, „und unter diesen Umständen wäre es doch wohl rathsam, mit der Untersuchung bei dem Dienstmädchen zu beginnen."

„Ganz meine Meinung", nickte der General. „Was sagt denn die Frau Majorin dazu?"

„Ich habe noch nicht den Muth gefunden, ihr Mittheilung davon zu machen", erwiderte Brigitte. „Ich wollte vorher Sie um ihren Rath bitten."

„Sapperment, ich weiß wahrhaftig nicht, welchen Rath ich Ihnen geben soll, da Sie ja nicht im Stande sind, mir eine Spur anzugeben."

„Etwas weiß ich doch, aber ob dies zur Entdeckung des Thäters führen wird, vermag ich nicht zu bestimmen. Vor einigen Tagen meldete das Mädchen mir, es habe am Morgen die Hausthüre unverschlossen gefunden, die Riegel waren zurückgeschoben und das Nachtschloß offen, und doch behauptete es mit voller Sicherheit, am Abend vorher die Thüre in gewohnter Weise geschlossen zu haben."

„Ah, das ist etwas!" sagte der General. „War kein Fenster offen, durch welches der Dieb eingestiegen ist? Sie wissen ja, wie man's hier bei mir gemacht hat!"

„Nein, die Fenster waren alle geschlossen."

„Gut, dann muß der Schuft sich am Tage in's Haus geschlichen und dort versteckt haben; natürlich vorausgesetzt, daß das Mädchen wirklich kein Verdacht treffen kann."

Frau Brigitte blickte eine Weile schweigend vor sich hin, man sah ihr an, daß diese Bemerkung sie in Verlegenheit setzte.

„Das ist's ja, daß ich eine Dummheit begangen habe, die ich meiner gnädigen Frau gar nicht gestehen darf", sagte sie nach einer Pause, während ihr Blick voll ängstlicher Besorgniß die Anwesenden streifte. „Sie werden es mir noch am wenigsten übel nehmen, Herr General, da Sie ja auch der Frau Heß Vertrauen geschenkt haben."

„Der Frau Heß?" fragte der General eifrig. „Haben Sie auf die Verdacht geworfen?"

„Das nicht. Wir waren Alle nicht wohl, die Frau Heß wollte mir einen Trank geben, der uns kuriren sollte; und wenn man krank ist, dann bedenkt man sich nicht lange, man greift eben zu Allem, was helfen kann. Die gnädige Frau durfte aber davon nichts wissen, sie mag die Frau Heß nicht leiden, und von ihren Kuren will sie erst recht nichts wissen. Deshalb ließen wir an jenem Abend, da die Frau einige Male aus und ein ging, die Hausthür offen, inzwischen sollte Heß draußen Wache halten. Der Trank ist denn auch gebraut worden, und wir haben allesammt bis zum anderen Morgen fest geschlafen."

„Hat's geholfen?" fragte der General.

„Jawohl, etwas Kopfweh hatten wir freilich, aber der Magen war wieder gesund."

„Und in derselben Nacht ist der Diebstahl verübt worden?" sagte Elfriede. „Da sollte man fast glauben, der Schlaftrunk sei zu diesem Zweck gebraut worden."

„Sapperment, ich möchte den Verdacht doch nicht so offen aussprechen!" erwiderte der General kopfschüttelnd. „Der Heß hat vielleicht nicht Wache gehalten und ein herumlungernder Lump hat die offene Hausthüre bemerkt, wer kann wissen, wie die Sache zusammenhängt!"

„Seltsam ist es doch, daß gerade in den Häusern gestohlen wird, in denen die Frau Heß Patienten gefunden hat", sagte die Generalin nachdenklich. „Dir rieth sie, das Schlafzimmer zu räumen und das Fenster Tag und Nacht offen zu lassen, und dieses offene Fenster benutzte der bis heute noch unbekannte Dieb, um Dich zu bestehlen."

„Und dabei sollen die Eheleute Heß ihre Hände im Spiel gehabt haben?" sagte der General, während er langsam auf und nieder wanderte. „Ich kann das nicht glauben, und aus dem zufälligen Zusammentreffen verschiedener Ereignisse läßt sich dafür auch kein Beweis ziehen."

„Ich möchte es auch bestreiten", erwiderte Frau Brigitte, „die Heß sind ordentliche Leute, und man muß dabei berücksichtigen, daß er Polizeidiener ist."

„Damit beweisen Sie das Gegentheil nicht", sagte die Generalin, „Doktor Bitter hat dem Manne niemals getraut und oft geäußert, man müsse einen besseren Beamten anstellen, denn von diesem könne man keinen Schutz erwarten."

„Der Doktor Bitter ist natürlich wüthend auf ihn, weil die Frau Heß ihm in's Handwerk pfuscht", spottete der General, „ich kann's ihm nicht übel nehmen. Aber wir streiten um des Kaisers Bart und vergessen die Hauptsache. Von dem Diebstahl muß natürlich sofort Anzeige gemacht werden, Frau Brigitte, da hilft kein Vertuschen, Sie müssen Alles angeben, was Sie wissen, das ist nun einmal Ihre Pflicht und Schuldigkeit."

„Aber die gnädige Frau —"

„Die wird Ihnen auch den Kopf nicht abreißen, überdies kann Ihnen auch kein schwerer Vorwurf gemacht werden."

„Ich habe ihr ohne ihr Wissen den Trank der Frau Heß in einem Glase Glühwein gegeben."

„Und hat der Trank sie kurirt, was will die Frau Majorin Ihnen dann noch vorwerfen? Recht war es freilich nicht, aber es ist geschehen, und ändern läßt sich nun nichts mehr daran, übrigens werde ich Sie schon in Schutz nehmen, wenn das Gewitter gar zu stark losbricht. Ich begleite Sie, ich will mich an Ort und Stelle von der Sachlage unterrichten und der Frau Majorin mit Rath und That zur Seite stehen."

Frau Brigitte war für dieses Anerbieten sehr dankbar, aber sie trat doch mit schwerem Herzen den Heimweg an, die Worte des Generals hatten sie nicht beruhigt.

16.

Bruno Winter war spät in der Nacht heimgekehrt, und zwar in der Nacht vor dem Tage, an welchem Riedel seinen Geburtstag feierte.

Eine Einladung zu dem Fest fand er in seinem Zimmer, als er sie las, glitt ein triumphirendes Lächeln über seine Lippen.

„Ich werde das Ziel erreichen", sagte er leise, „nur Geduld, es fällt kein Baum auf den ersten Streich."

Am nächsten Morgen war er schon früh aus den Federn, er schellte dem Kellner und forderte sein Frühstück.

„Wenn der Postbote kommt, so sagen Sie ihm, daß ich zurückgekehrt sei", rief er ihm nach und das Frühstück stand kaum auf den Tisch, als der Briefträger schon eintrat.

„Sie sind ein Mann von Wort", sagte Winter in heiterem Tone, „das freut mich, ich sehe, man kann sich auf Sie verlassen."

„Ei, das will ich meinen!" erwiderte der Beamte schmunzelnd, „hier ist die Zeitung und hier ein Brief."

„Na, so warten Sie doch noch einen Augenblick, haben Sie keinen Brief, der für meinen verunglückten Freund bestimmt war?"

„An Herrn Felsing? Ich glaube nicht, aber ich will noch einmal nachsehen."

Der Postbote nahm die Briefe aus seiner Tasche und sah nach, Winter stand neben ihm, sein scharfer Blick suchte aber eine andere Adresse, als die seines Freundes.

„Halt!" sagte er plötzlich, indem er rasch die Hand ausstreckte und einen Brief ergriff, „da ist ja der Brief aus Afrika, den die Frau Majorin so lange schon erwartet."

„Jawohl, jawohl, in einer halben Stunde wird sie ihn haben."

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen erzeigen?"

„Nun?"

„Dann gestatten Sie mir, daß ich der Dame diesen Brief übergebe!"

„Hm, das ist ein sonderbares Verlangen", sagte der Postbote bedenklich.

„Sonderbar? Durchaus nicht. Ich möchte der Frau Majorin gern eine Freude bereiten, sie wird mir dankbar sein, wenn ich ihr den Brief überbringe. Und Ihnen kann es ja gleichgiltig sein, wer ihn übergibt, Ihnen dankt man ja doch nicht dafür."

Bruno Winter hatte, während er das sagte, einige Silbermünzen auf den Tisch gelegt, den Brief hielt er noch immer in der Hand.

„So ganz gleichgiltig ist das doch nicht", erwiderte der Beamte zögernd, „ich bin dafür verantwortlich, daß der Brief an seine Adresse gelangt."

„Fürchten Sie, ich werde ihn unterschlagen?" fragte der Doktor beleidigt.

„O nein, das wollte ich damit nicht sagen, ich meine nur —"

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich den Brief besorge, das wird Ihnen wohl genügen. Hier, trinken Sie auf mein Wohl eine Flasche Wein."

Der Postbote zögerte noch immer, aber einem solchen vornehmen Herrn gegenüber konnte er doch auch kein Mißtrauen zeigen, es unterlag ja keinem Zweifel, daß der Doktor den Brief abgeben würde.

Er nahm das Geld mit einer dankenden Verbeugung, die allerdings nicht mustergiltig war, aber doch ihren Zweck erfüllte.

„Und dann möchte ich Sie noch bitten, einstweilen zu schweigen", sagte Winter, während er den Brief in die Tasche steckte, „die Frau Majorin könnte sonst vor meinen Besuch unterrichtet werden, und dann wäre mir die Freude verdorben."

„Ja, aber der Brief muß gleich abgegeben werden!"

„Soll auch geschehen, bester Freund, haben Sie nur keine Angst, mir liegt selbst viel daran, der Dame sobald wie möglich die Freude zu bereiten und den Dank einzuheimsen."

Der Postbote war jetzt beruhigt, es handelte sich ja auch nur um einen gewöhnlichen Brief und nicht um ein Werthstück.

Bruno Winter dachte nicht daran, sein Frühstück zu verzehren; den Brief, der an ihn selbst adressirt war, würdigte er keines Blickes, ebenso wenig beachtete er die Zeitung, weder das Eine noch das Andere schien Interesse für ihn zu haben.

Hastig schob er den Riegel an der Zimmerthüre vor und machte sich dann mit dem Briefe aus Afrika zu thun. Ersteckte eine Spirituslampe an, die wohl schon zu diesem Zwecke bereit gestanden hatte, und da das Couvert des Briefes nicht gesiegelt war, so gelang es ihm durch die heißen Wasserdämpfe, dasselbe so vorsichtig zu lösen, daß es ohne Hinterlassung von verrätherischen Spuren später wieder geschlossen werden konnte. Er schien in dieser bedenklichen Kunst bereits Uebung und Erfahrung zu besitzen.

Es war ein langer Brief von vier eng beschriebenen Seiten, und die nicht sehr deutliche Handschrift bereitete dem Doktor anfangs einige Schwierigkeiten, die er aber rasch überwand. Immer finsterer zogen seine Brauen sich zusammen, indeß sein Blick über die Zeilen glitt, ein tückischer Zug umzuckte seine Mundwinkel, und die Gluth des Hasses loderte aus seinen Augen.

Der Inhalt des Briefes mußte ihn in höchstem Grade aufgeregt haben, mit einem Fluche sprang er auf.

„Hat denn die Hölle sich gegen mich verschworen?" sagte er mit heiserer Stimme, wwährend er gleich einem gefangenen Raubthier in dem Zimmer auf und nieder rannte.

„Wenn dieser Brief in die Hände der Majorin gekommen wäre, hätte ich heute noch meine Koffer packen können."

Er blieb endlich am Fenster stehen und blickte lange gedankenvoll hinaus, dann zündete er die erloschene Cigarre wieder an.

„Ah bah, so rasch darf man den Muth nicht verlieren", nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, „einstweilen ist noch nichts zu befürchten. Was dieser Jan Steen über mich und meine Beziehungen zu Steinthal ausgesagt hat, ist leeres Geschwätz, und in Bezug auf die übrigen Mittheilungen fehlen die Beweise Dieser Herr v. Bach wird also in den nächsten Wochen nicht wieder schreiben, er hat sich einer Expedition in's Innere angeschlossen, und ich möchte wünschen, daß es ihm auf dieser Reise erginge, wie es so Vielen ergangen ist, deren Gebeine in afrikanischer Erde ruhen. Und selbst im glücklichsten Falle können Monate vergehen, ehe wieder eine Kunde hierher kommt, diese Zeit muß nun benutzt werden; sobald Eugenie Riedel meine Frau ist, kann ich allen Stürmen die Stirne bieten. Und konnte Felsing sie erobern, so wird es mir wohl auch gelingen, frisch gewagt ist halb gewonnen."

Er überlegte noch einen Augenblick hob dann den Brief auf und zündete ihn mit raschem Entschlusse an; hierauf warf er ihn in den Ofen, vor dem er stehen blieb, bis das Papier verbrannt war.

„Der Postbote muß schweigen", murmelte er, „sein eigenes Interesse zwingt ihn dazu, und er wird es thun. Also Muth, noch ist nichts verloren!"

Er schob den Riegel wieder zurück und öffnete jetzt den an ihn adressirten Brief.

In diesem Augenblick wurde angeklopft, die Thüre geöffnet, und der Rentner Görner stand auf der Schwelle.

„Nur immer herein!" sagte Winter scherzend. „Haben Sie schon erfahren, daß ich wieder da bin?"

Justus Görner hielt die Dose in der Hand, lächelnd bot er ihm eine Prise an.

„Es war ja verabredet, daß Sie gestern Abend zurückkehren wollten", erwiderte er, „bei dem Fest in der Villa Riedel dürfen Sie heute nicht fehlen."

„Wird es so großartig werden?"

„Na, was Papa Riedel unternimmt, das wird immer mehr oder weniger großartig; namentlich sucht er seinen Stolz darin, seinen Gästen die Reichhaltigkeit und Vorzüglichkeit seines Weinkellers zu beweisen, und jedem echten Rheinländer kann eine solche Beweisführung nur angenehm sein."

„Meinem armen Freunde hat sie das Leben gekostet", schaltete der Doktor ein. „Ich mache mir jetzt bittere Vorwürfe darüber, daß ich ihn nicht gewaltsam zurückgehalten habe, es ist die alte Geschichte von der zu spät kommenden Reue."

„Ist die Angelegenheit jetzt erledigt?" fragte Görner.

„Ja, ich habe ihn gestern zu Grabe geleitet. Was ist inzwischen hier Neues vorgefallen?"

Der Rentner fuhr aus seinen Sinnen empor, er hatte wieder einmal über das schwarze Barthaar nachgedacht, das ihm noch Kopfzerbrechen machte.

„Neues?" erwiderte er. „Ja so, bei der Frau Majorin v. Bach ist ein großartiger Diebstahl verübt worden. Silbergeschirr und Leinwand, man spricht von einigen tausend Thalern Werth."

Einbruch?"

„Das weiß man eben nicht. Vorgestern erst ist die Sache herausgekommen, aber der Thäter hat keine Spur hinterlassen. Der Bürgermeister soll sich in keiner rosigen Laune befinden, im Laufe der Jahre ist hier so manches Verbrechen ein ungelöstes Räthsel geblieben, daß man es der Regierung nicht verdenken kann, wenn sie eine Erklärung dafür in der Geschäftsführung unseres gestrengen Herrn sucht."

Bruno Winter strich mit der Hand über seinen schwarzen Bart und blickte dabei den Rentner forschend an.

„Sie sind mit der Familie Riedel wohl eng befreundet?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Ich bin dort seit Jahren Hausfreund."

„Und gilt Ihr Rath in dem Hause etwas?"

„Dafür habe ich Beweise."

„Bitte, lesen Sie diesen Brief; der Inhalt desselben muß einstweilen noch Geheimniß bleiben, ich weiß in diesem Augenblick noch nicht, welchen Entschluß ich fassen werde und ich vertraue Ihnen die Sache nur an, weil ich glaube, daß ich auf Ihre Freundschaft bauen darf."

Justus Görner hatte das Schreiben, welches Winter seiner Brieftasche entnahm, rasch gelesen, erstaunt blickte er auf.

„Man bietet Ihnen eine Professur an?" sagte er.

„In Prag — jawohl" nickte Winter, „ich habe mich nicht darum beworben und so weiß ich auch nicht, ob ich sie annehmen werde."

„Das würde ich jedenfalls thun!"

„Verzeihen Sie, als einzelner Mann bin ich nicht genöthigt, irgend welche Rücksichten zu nehmen. Ich kann eine neue Reise um die Welt antreten und meine Kenntnisse erweitern, ich kann —"

„Gewiß, Sie können zu Gunsten einer Laune dieses ehrenvolle Anerbieten ablehnen", unterbrach der Rentner ihn, „aber ich meine, es müsse doch auch Ihnen wünschenswerth scheinen, endlich in den sicheren Haufen einzulaufen."

„Nur dann, wenn ich die Gründung des eigenen Herdes damit verbinden kann."

„Und was hindert Sie noch, den eigenen Herd zu gründen, nachdem Sie Ihre Existenz sicher gestellt und eine bevorzugte Stellung errungen haben?"

Bruno Winter zuckte die Achseln und wanderte einige Male auf und nieder.

„Ich will aufrichtig sein", erwiderte er nach einer Pause, „Sie haben mich so oft Ihrer Freundschaft versichert, wohlan, ich will die Aufrichtigkeit dieser Versicherung prüfen. Ich liebe Eugenie Riedel, nur der Wunsch, ihr Herz und ihre Hand zu erringen, hat mich hier zurückgehalten. Und doch habe ich nicht den Muth, offen mit der Sprache heraus zu rücken. Die Familie Riedel ist reich, ich fürchte, man könnte mir den Vorwurf machen, ich suchte mir auf diesem Wege eine sorgenfreie Existenz zu sichern."

Görner schüttelte mißbilligend das Haupt, ihm gefiel dieses Projekt; eine Heirath zu stiften, war stets sein Vergnügen gewesen und er vergaß, welchen schlimmen Verdacht er gegen den Doktor gehegt hatte. Jetzt wollte er vielmehr Alles aufbieten, diese Verbindung zu Stande zu bringen.

„Wie könnten Sie denn in solchen Verdacht kommen!" sagte er. „Sie sind ein Gelehrter, Sie haben den Doktortitel, Sie dürfen überall anklopfen, Papa Riedel kann ja nur stolz auf einen solchen Schwiegersohn sein."

„So vermuthen Sie — Riedel könnte aber doch anders darüber denken. Und es wäre mir zu peinlich, einen Korb zu erhalten."

„Hm, wenn ich mich nicht sehr geirrt habe, so hatten Sie früher Absichten auf Fräulein v. Steinthal."

„Ich leugne das nicht, Elfriede v. Steinthal hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, aber ich erkannte doch bald, daß Fräulein Riedel —"

„Na, na, bleiben wir bei der Wahrheit", unterbrach Görner ihn scherzend, „Sie haben erkannt, daß Fräulein v. Steinthal keine Neigung zeigte, Ihren Hoffnungen und Wünschen entgegen zu kommen. Ich hätte Ihnen das voraussagen können, man spricht schon lange davon, daß Elfriede v. Steinthal den Herrn Doktor v. Bach heirathen wird. Schon vor dem Kriege erwartete man die Verlobung, ich bin überzeugt, daß sie erfolgen wird, sobald Herr v. Bach zurückgekehrt ist."

Bruno Winter sah ihn erstaunt an, diese Mittheilung schien ihn zu überraschen.

„Ja, wenn ich davon nur eine Ahnung gehabt hätte, würde ich nicht so thöricht gewesen sein, Hoffnungen zu hegen, die voraussichtlich sich nicht erfüllen konnten", sagte er.

„Und nun wünschen Sie, daß ich zwischen Ihnen und der Familie Riedel vermittle?"

„Wenn Sie das übernehmen wollten —"

„Sehr gerne, aber Sie müssen Geduld haben. Wir dürfen nicht mit der Thüre in's Haus fallen, so lange Sie nicht mit Zuversicht wissen, daß Ihre Liebe erwidert wird."

„Das eben weiß ich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Wie behüten wir die Augen unserer Kinder.

Von Dr. C. Hamburger.

II.

Bilden die Unglücksfälle zum Glück mehr oder minder große Seltenheiten, so müssen alle Eltern ausnahmslos zu der Frage Stellung nehmen: wie behüten wir unsere Kinder vor Kurzsichtigkeit?

Unter ihr versteht man bekanntlich denjenigen Zustand des Auges, bei welchem nur solche Gegenstände deutlich und scharf gesehen werden, die dem Auge stark genähert worden sind; je nach dem Grade der Annäherung, welcher nöthig ist, unterscheidet man geringe, mittlere und hochgradige Kurzsichtigkeit. Die ersten beiden Formen bedeuten für den Betreffenden nur Unbequemlichkeit, die aber immerhin schon so weit gehen kann, daß sie die Lebensfreude recht erheblich vermindert. So z. B., wenn ein Kurzsichtiger mittleren Grades, der nur bis 8 Zoll von seinem Auge entfernt deutlich sieht, eine Aussicht genießen will und sein Glas nicht zur Hand hat. Auch ist zu beachten, daß schon die leichtesten Formen der Kurzsichtigkeit für manche Berufszweige untauglich machen, so für den Beruf des Seemannes, denn mit gutem Recht wird von diesem letzteren voll Sehkraft mit unkorrigirtem Auge, d. h. ohne Glas, verlangt, da man das Schicksal eines ganzen Schiffes unmöglich von dem Umstande abhängig machen kann, ob des Kapitäns Brille vielleicht im entscheidenden Augenblicke verlegt, zerbrochen oder auch nur angelaufen ist. Also, wenn irgend möglich haben Eltern die Pflicht, auch die Entstehung l e i c h t e r Grade zu verhindern. Vollends zu vermeiden aber sind die s c h w e r e r e n Formen. Denn sie bedeuten nicht bloß Unbehagen und Unzuträglichkeiten, sondern bringen Gefahren mit sich: das Wesen der Kurzsichtigkeit besteht in einer immer zunehmenden Vergrößerung des Auges, wobei namentlich die tieferen, edleren Theile, so vor allem die Netzhaut, gezerrt und gedehnt werden. Dadurch kommt es nicht selten zu Blutungen im Augeinnern und in schlimmsten Fällen sogar zu Netzhautablösung — womit der Tod des Auges besiegelt ist.

Glücklicherweise ist dieser Ausgang keineswegs die Regel, ganz im Gegenteil: die weitaus meisten Fälle von Kurzsichtigkeit kommen mit dem Aufhören des Körperwachsthums zum Stillstand, nachdem sie einen höchstens mittleren Grad erreicht haben.

Es ist keineswegs die Thätigkeit an und für sich, welche unbedingt Anlaß gibt zur Entstehung der Kurzsichtigkeit, sondern es ist nur diejenige Art der Naharbeit, welche unter günstigen hygienischen Bedingungen geleistet wird, d. h. bei mangelhafter Beleuchtung und bei schlechter Körperhaltung, und zwar deshalb, weil alsdann das Auge dem Objekt über Gebühr genähert werden muß. Die richtige Arbeitsdistanz beträgt 13 Zoll. Verringert sich dieser Abstand, so müssen die Augen, welche beim Blick geradeaus parallel stehen, sehr stark konvergiren, dies erzeugt übermäßig starken Blutzufluß zum Auge, wodurch die Entstehung der Kurzsichtigkeit eingeleitet wird. Auf die Beleuchtung also und zweckmäßigen Sitz ist der Hauptwerth zu legen.

Jede Mutter weiß, daß helles Licht nur in der Nähe des Fensters zu haben ist, und nur das eine sei betont, daß der Schreibende stets von links das Licht erhalten soll; denn kommt es von rechts, so stört der bewegliche Schatten der eigenen Hand. Bemerkenswerth ist, daß der Hals (namentlich die Frauenkleidung verstößt hiergegen!) in keiner Weise durch den Kragen beengt sein darf. Sonst entsteht sofort Blutstauung im Kopfe, und dieses Blut drückt auf das Auge.

Eingehender ist das zweite Moment zu besprechen: die Bedeutung der Körperhaltung. Man mache folgendes kleine, aber lehrreiche Experiment: auf einen dünnen Draht wird oben ein Kartoffel aufgespießt; so lange der Draht senkrecht gehalten wird, so daß er den Kartoffel und ihren Schwerpunkt genau unterstützt, trägt er die so bedeutend schwerere Last ohne weiteres; neigt dieser letztere aber nur wenig nach vorn, so stürzt sie, indem der Draht sich knickt, sofort vornüber.— Was hier geschieht, ist nichts anderes als die Nachahmung der Körperhaltung bei schlechtem Sitz und ihre Folgen. Nur dann trägt die Wirbelsäule, die als elastischer Stab zu denken ist, den Kopf, wenn sie seinen Schwerpunkt genau unterstützt; wird der Kopf vornüber geneigt, so ist von mühelosem Balanciren nicht mehr die Rede, dann muß der Kopf von den Muskeln des Halses und denen der Wirbelsäule festgehalten werden. Dies gelingt aber nicht auf die Dauer, der Kopf ist zu schwer, die Muskeln ermüden. Als Konsequenz ergibt sich: das Kind schiebt die Arme, namentlich den linken, weit nach vorn auf den Tisch, der Kopf sinkt mehr und mehr vornüber, bis er schließlich geradezu auf den Arm aufgelegt werden kann. In Ermüdungsstellung, also wird der Kopf, und mit ihm das Auge, dem Objekt ungebührlich genähert, sei es, daß es sich dabei um Lesen und Schreiben oder um Handarbeiten und Zeichnen handelt, und hierdurch sind sofort die Bedingungen gegeben, durch welche Kurzsichtigkeit hervorgerufen wird. Es folgt hieraus die wichtigste Grundregel: stets ist für einen Arbeitsabstand von 12 bis 13 Zoll zu sorgen, und es ergibt sich sofort die ebenso wichtige wie einfache Maßnahme, größeren Kindern ein Lineal neben den Arbeitsplatz zu geben, mit welchem sie die vorgeschriebene Entfernung von Zeit zu Zeit kontrolliren können.

Freilich ist dies für die Dauer nur möglich, wenn der Arbeitsplatz richtig konstruirt ist. Befindet sich zwischen dem Stuhl und dem Tisch ein Zwischenraum, so ist es ganz unmöglich auch nur für eine halbe Stunde vorschriftsmäßig, d. h. mit angelehntem Oberkörper und aufrechtem Kopf zu sitzen: vielmehr muß der Kopf und der gesammte Oberkörper vornüber geneigt werden, wodurch alsbald der Zerfall der Haltung eingeleitet wird. Anders bei solchen Plätzen, an denen der Sitz unter den Tischrand heruntergeschoben werden kann: es ruht hier die Wirbelsäule bequem an der Lehne, der Kopf balancirt ohne Muskelanstrengung auf dem Rumpf, der ganze Körper befindet sich in harmonischem Gleichgewicht. Man spricht in solchen Fällen von „Minusdistanz", weil die Entfernung zwischen Tisch und Stuhl, welche im ersten Falle als positiv bezeichnet werden kann, jetzt negativ geworden ist. Nur diese Bänke also eignen sich als Arbeitsplätze für Heranwachsende; nur diese werden schon längst von den großen Städten für die Schulen angeschafft. Im Haushalt kann man die „Minusdistanz" nachahmen, indem man entweder so konstruirte, nach der Körpergröße und dem Wachsthum verstellbare Arbeitspulte kauft, oder aber indem man einfach den Tisch, an welchem das Kind arbeitet, stets so weit vorschiebt, daß die Tischplatte bis über den vorderen Stuhlrand herüberreicht.

Und nun der letzte Vorschlag, durch dessen Befolgung Eltern von ihren Kindern Noth und Kummer fernhalten können: die Ueberlegung, ob der erwählte Beruf im Einklang steht mit der Leistungsfähigkeit des Auges.

Nur zu oft erlebt es der beschäftigte Augenarzt, daß Leute ihn um Rath fragen, denen als einziger Bescheid die Antwort gegeben werden kann, vollständige Schonung beider Augen für Wochen, für Monate, ja noch länger. Wieviel Sorge wäre verhütet worden, hätten in diesen Fällen die Eltern sich gefragt, ob ihr Kind den Beruf als Lehrer, als Geistlicher, als Modistin oder Näherin würde ausfüllen können, ob es nicht zweckmäßiger sei von vornherein den Beruf in Uebereinstimmung zu setzen mit der verminderten Sehkraft. Wer einmal erlebt hat, wie erschütternd auf Erwachsene reiferen Alters es wirkt, wenn der Arzt die Fortführung der bisherigen Berufarbeit ihnen als unmöglich bezeichnet, der wird den Werth der oben gegebenen Warnung in vollem Umfang zu würdigen wissen. Es gilt dies nicht bloß für Kurzsichtige, sondern überhaupt für Menschen mit nicht ganz vollständiger Sehschärfe, mag die Ursache der Herabminderung angeboren, oder mag sie etwa durch Hornhautflecke erworben sein. In neuerer Zeit sind Tabellen ausgearbeitet worden, in denen sich die Berufsarten aufgezählt finden je nach den Ansprüchen, die sie an die Sehkraft stellen. Mit ihrer Hilfe ist jeder Arzt sofort in der Lage zu entscheiden. So erfordern — um hier nur einige wenige Beispiele zu geben — die höchste Sehkraft u. a. der Beruf des Seemanns, des Uhrmachers, Photographen oder Optikers; mittlere erheischen das Gewerbe des Technikers, des Ingenieurs, des Lehrers, Kaufmanns oder Bandagisten; noch geringere die Thätigkeit des Gärtners, Brauers oder Landwirths u. s. w. Manche der aufgezählten Gewerbe gestatten das Tragen eines korrigirenden Glases, jedoch andere wiederum nicht. Von größter Bedeutung bei der Eisenbahnverwaltung ist ferner der Nachweis normalen Farbensinnes — ein wichtiges Erforderniß, seitdem vor Jahren ein schweres Eisenbahnunglück geschah, weil der Lokomotivführer Roth und Grün verwechselte.

So war es also nicht zu viel gesagt, wenn es in den einleitenden Worten hieß: Die Eltern sind für die Augen ihrer Kinder oft auf Lebenszeit verantwortlich. Ganz gewiß soll jeder den Beruf erwählen dürfen, zu dem ihm die Neigung hinführt, aber Sache der Eltern ist es, zu erwägen, ob die Vorbedingung existiert: die erforderliche Sehkraft.